Nr. 76. 1. Ausgabe. Sonntag, 19. März 1911.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Verbreitung in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Ferdinandstraße 4.
Fernsprecher: Redaktion Nr. 8807, Expedition Nr. 4571, Verlag Nr. 542.

Anzeigen: Die einspaltige Kolonelzeile kostet für Dresden und Vororte 25 Pf., für auswärts 30 Pf., für das Ausland 40 Pf. Familienanz. 20 Pf. Die zweispaltige Reklamezeile für Dresden und Umgebung 1 Mk., für auswärts 1,50 Mk. Bei Wiederholungen und Jahresumsätzen Rabatt nach Tarif. Chiffregebühren 20 Pf. Inserate von auswärts werden nur gegen Vorausbezahlung aufgenommen. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird nicht garantiert. Telegraphische Aufgabe von Inseraten unzulässig. Unsre Dresdner und auswärtigen Annahmestellen, sowie sämtliche Annoncen-Expeditionen im In- und Ausland nehmen Inserate zu Originalpreisen und -rabatten an.

Abonnement: In Dresden und Vororten monatlich 60 Pf., pro Quartal 1,80 Mk., frei Haus, durch unsre Provinz-Filialen monatlich 65 Pf., pro Quartal 1,95 Mk. frei Haus. Mit der Beilage „Illustrierte Neueste" oder mit der Beilage „Dresdner Fliegende Blätter" je 15 Pf. pro Monat mehr.
Postbezug in Deutschland und den deutschen Kolonien: Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 84 Pf. pro Quart. 2,52 Mk. „ B ohne Illustr. Beilage „ 69 „ „ „ 2,06 „
In Oesterreich-Ungarn: Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 1,50 Kr., pro Quart. 4,79 Kr. Ausg. B ohne Illustr. Beilage „ 1,42 „ „ „ 4,25 „
Nach dem Auslande per Kreuzb. pr. Woche 1 Mk. Einz.-Num. 10 Pf.

Diese Nummer umfaßt 12 Seiten. Roman siehe Seiten 9 und 10. Deutscher Reichstag Seite 7.

Der schwarze Mann.

Die Budgetkommission des Reichstags begann gestern die Beratung des Kolonialetats, und zwar zunächst des ostafrikanischen Schutzgebiets. Dabei warnte ein nationalliberaler Abgeordneter vor der Verwendung von Schwestern in Krankenhäusern für schwarze Männer. Näheres darüber, auf Grund welcher Vorkommnisse der Abgeordnete diese Warnung aussprach, ist nicht bekannt geworden. Es handelt sich auch nicht, wie wir versichern können, um Vorkommnisse, wohl aber um Gefahren, in die sich die weiße Frau begibt, wenn sie ihren Lebens- und Berufskreis unter der schwarzen Bevölkerung sucht, selbst wenn diese Bevölkerung nur aus kranken schwarzen Männern besteht. Denn der Neger kann sich nicht wie der Weiße zu jener idealen Auffassung bekennen, daß im Krankenhause der Unterschied der Geschlechter verschwindet und nur die pflegende Nächstenliebe dem leidenden Menschen entgegentritt. Er sieht nur allzu leicht in der weißen Krankenpflegerin ein weibliches Wesen der andern Rasse, das sich zu ihm herabläßt, sie dadurch — in unserm Sinne gedacht — erniedrigt. Die weiße Frau hat ja so viele Gelegenheiten, sich in den Kolonien segensreich zu betätigen, daß sie die Pflege kranker Neger getrost dem männlichen Sanitätspersonal überlassen kann.

Die heute in der Reichstagskommission angeschnittene Frage führt aber auf Dinge, die bis jetzt noch viel zu wenig bei uns zur Sprache kamen, weil wir in der Heimat nicht wie z. B. die Nordamerikaner Gelegenheit haben, die farbige Bevölkerung unter uns in unsern Gemeinwesen in größeren Massen zu beobachten. Die Ausgestaltung unsrer Kolonien macht aber die grundsätzliche Lösung des Rasseproblems immer dringender. Bernhard Dernburg hat als Kolonialstaatssekretär sich mit vollstem Recht für weltgebietende Humanität gegenüber dem schwarzen Manne ganz besonders in Ostafrika ausgesprochen. Nur durch größte Humanität können wir unser Ansehen als höhere Rasse aufrecht erhalten. Aber das schließt nicht aus, und Dernburg hat auch darauf selbst immer wieder hingewiesen, daß wir uns endlich klar werden müssen, wie weit der schwarze Mann fähig ist, unsre Kultur persönlich anzunehmen.

In den meisten Bezirken Deutschostafrikas sind einer großen Anzahl von Eingeborenen gewisse amtliche Befugnisse übertragen worden. Wenn auch die deutsche Verwaltung mit diesen farbigen Beamten im allgemeinen keine schlechten Erfahrungen gemacht hat, so hat man bereits doch deutlich erkannt, daß der schwarze Mann sofort charakterell versagt, wenn sein Vorgesetzter nicht mit Argusaugen alle seine Funktionen verfolgt. Ohne eine unausgesetzte Kontrolle ist die Verwendung des Negers in Vertrauensstellungen einfach unmöglich. Man kann aber dann doch nicht mehr von Vertrauensstellungen sprechen. Wir haben es eben hier mit einem Manko der Rasse zu tun. Und darauf wird man sich einrichten müssen, wenn man unsrer Kolonialgeschichte neue bittere Erfahrungen ersparen will. Es ist gewiß unbedenklich, daß wir die bei mehreren Bezirksämtern (Muansa, Moschi) bestehende Einrichtung der Kattrikos oder Häuptlingsgesandten auch anderwärts, z. B. auf der Militärstation Mahenge, übernommen haben. Aber schon bei der Verwendung von Eingeborenen im niederen Regierungsdienst haben sich Unzuträglichkeiten herausgestellt. Die Missionen verweisen auf den Einfluß des Christentums. Wiederholt ist der Wunsch ausgesprochen worden, es möchte in den Fällen, wo bei Besetzung von Häuptlings- oder Akidenstellen ein Mohammedaner und ein Christ in der Wahl stehe, dem christlichen Kandidaten der Vorzug gegeben werden. Die Verwaltung ist in einer Reihe von Fällen diesem Wunsch nachgekommen, aber nicht immer mit gutem Erfolge. Die moralische Einwirkung der Missionen kann viel Gutes tun, aber sie kann nicht aus einem schwarzen Manne einen weißen machen, d. h. sie kann nicht psychische Unterschiede der Rasse aufheben. Wenn man darauf verweist, daß in Washington der zweithöchste Gerichtsbeamte ein Neger ist, ein Schriftsteller von Begabung, so bestätigen solche außerordentliche Fälle nur die Regel, so wie das Genie nur den Durchschnittsmenschen bestätigt. In den deutschen Kolonien haben wir es aber nun einmal mit dem Durchschnittsneger, ja eigentlich noch mit einer viel niedrigeren Stufe der schwarzen Rasse zu tun, als sie z. B. der kalifornische und überhaupt amerikanische Neger darstellt. Und darum ist es an der Zeit, daß wir uns über die Grenzen zwischen Weiß und Schwarz in den deutschen Schutzgebieten recht klar werden zum Wohle unsrer Kultur und Verwaltung und nicht zuletzt auch zum Wohle des schwarzen Mannes selbst.

Bündlersaures Kali.

Die Propagandagelder und die Rabatte müssen streng auseinandergehalten werden, so verkündete bei den nunmehr abgeschlossenen Verhandlungen der Kommission des Reichstages über die Ausführung des § 27 des Gesetzes über den Absatz von Kalisalzen vom 25. Mai 1910 mit dem Stolz der Ueberlegenheit ein konservatives Mitglied der Kommission. Der Amerikaner hat ein treffendes Scherzwort: The Crocodator and the Alligil is just the same company, d. h. Krokodil und Alligator sind dieselbe Sorte. Genau so geht es mit den Rabatten und den Propagandageldern. Gezahlt werden sie von den Kaliwerksbesitzern auf Kosten der Verbraucher und geschluckt werden sie vom Bunde der Landwirte und seinen Pertinenzen zu politischer Agitation. Und wenn man die Regierung fragt, wie sie dazu komme, einer politischen Organisation Propagandagelder und auch noch die Rabatte zufließen zu lassen, dann erhält man die seltsamsten Antworten. Der Unterstaatssekretär Richter hat noch nie etwas davon gehört, daß der Bund der Landwirte Politik treibt. Herr Roesicke hat es gesagt und Herr Roesicke muß es ja wissen. Und das ist der Unterstaatssekretär Richter, der bei allen Handelsvertragsverhandlungen in letzter Zeit eine besondere Rolle gespielt hat und wahrscheinlich auch an den nächsten Verhandlungen in erster Linie beteiligt sein wird. Da kann man sich wirklich nicht wundern, wenn für Industrie und Handel so wenig dabei herauskommt.

Die Grundlage der Kalimisere bildet der § 27 des Kaligesetzes. Der Paragraph lautet: „Jeder Kaliwerksbesitzer hat eine in die Reichskasse fließende Abgabe von 0,80 Mk. für jeden Doppelzentner reines Kali seines Gesamtabsatzes zu entrichten. Die Einkünfte aus dieser Abgabe sind zur Deckung der dem Reiche aus der Ausführung dieses Gesetzes entstehenden Kosten und zur Hebung des Kaliabsatzes zu verwenden. Die Einnahmen und Ausgaben sind in den Reichshaushalt einzustellen."

Die Einkünfte dieser Abgaben sollen danach zur Hebung des Kaliabsatzes verwendet werden, und zwar derart, daß zunächst die dem Reiche entstehenden Kosten gedeckt werden. Eine Verwendung zu andern Zwecken erscheint ausgeschlossen. So mußte man nach den seinerzeitigen Verhandlungen über das Gesetz annehmen. Nun hat man die überschüssigen Gelder nicht, wie nach der Fassung des Gesetzes notwendig wäre, allen am Kalihandel und Kaliabsatz beteiligten Instanzen zukommen lassen, sondern man hat durch Gebenlassen und durch direkte Förderung dafür gesorgt, daß nur der Bund der Landwirte, der Raiffeisenverband und die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft, denen man Propagandagelder zahlte, auch über die Rabatte verfügten. Das geschah unter der Spitzmarke, daß diese drei Verbände dem Kalisyndikat gegenüber das landwirtschaftliche Interesse vertreten sollten. Man sieht hier wieder, was derart künstliche Konstruktionen bewirken. Man wollte auf diese Art die Preise hochhalten, man hat sie auch hochgehalten, aber damit nichts weiter erreicht, als daß immer neue Kaliwerke entstehen, die an der Quote bei der Neuverteilung der Absatzziffer teilnehmen wollen, und daß auch die ältesten und solidesten Anlagen immer neue Kalischachte aufschließen. Der Landwirtschaft ist damit ganz und gar nicht gedient.

Dabei ist offensichtlich, daß die begünstigten Verbände überhaupt nicht in der Lage sind, das landwirtschaftliche Interesse dem Kalisyndikat gegenüber zu vertreten. Sie sind wie jeder Kaufmann ins Handelsregister eingetragen, und zwar als kaufmännische Agenten des Kalisyndikats, sie haben also in erster Linie die Interessen des Geschäftsinhabers, d. h. des Kalisyndikats, zu wahren, und damit sind sie außerstande, das Konsumenteninteresse, d. h. das Interesse der Landwirte, zu wahren. Trotzdem sie also reine Handelsgeschäfte sind, werden sie bevorzugt, die Konkurrenz des Handels wird erschwert und die Propaganda wird aus einer wirtschaftlichen Propaganda eine politische. Ohne allen Zweifel würde der Handel die wirtschaftliche Propaganda ungleich besser besorgen, denn er hat keine Nebenzwecke, er verfolgt nur den einen Zweck, Kali zu verkaufen, und ist somit in seiner Tätigkeit in nichts behindert. Solche törichte Einwände, wie sie u. a. das Zentrum machte, die deutsche Landwirtschaft habe kein Interesse an der Steigerung des Auslandsabsatzes, da auf diese Weise die Konkurrenz der ausländischen Landwirtschaft gestärkt würde, beweisen deutlich die Unnatur des Zustandes, die immer größer wird, je länger der Zustand andauert. Das merkwürdigste dabei ist, daß das Zentrum zuerst von einem „Schmier- und Korruptionsfonds" gesprochen hat, und schließlich nichts davon wissen will, daß geschmiert wird. Dabei ist es nun freilich an den Unrechten gekommen, nämlich an sein eigenes Mitglied, den Bauerndoktor Heim, aus dem, wie wir schon früher erwähnten, vor allem das Interesse seiner Bauerngenossenschaften spricht, die auch gern aus der großen Kruppe mitessen möchten.

Man hat nun zum Ende der Dinge eine Resolution angenommen, welche die Vorlegung der Verträge des Kalisyndikats verlangt. Aber niemand wird das Kalisyndikat dazu zwingen können. Der Unterstaatssekretär Richter hat dies Bedenken sofort hervorgehoben. Man soll offenbar in die Karten des Syndikats nicht hineinsehen. Wie naiv sich dabei die Herren gebärden, beweist u. a., daß Herr Richter die Ansicht äußerte, die Regierung habe die Verpflichtung, die Verwendung der Gelder zu kontrollieren. Das ist auch ganz klar im Gesetze ausgesprochen. Aber, so fuhr Herr Richter fort, bestimmte Organisationen, wie z. B. den Bund der Landwirte, wegen ihres angeblich politischen Charakters vom Empfang der Propagandagelder auszuschließen, sei nicht angängig. Es sei auch für die Regierung sehr schwer, festzustellen, was an solchen Verbänden politisch und was nicht politisch sei. Uns will scheinen, die Regierung unterschätzt sich hier selbst. Aber wenn sie bestimmte Organisationen nicht ausschließen kann, warum schließt sie nur drei bestimmte Organisationen, die noch dazu innerlich zusammengehören, allein ein? Das ist doch ein ihrer Absicht so gegensätzliches Verfahren, daß es erst recht ausgeschlossen sein sollte. Und wenn die Regierung wirklich noch nicht wußte, daß der Bund der Landwirte eine politische Organisation ist, was nachgerade jedes Kind im Deutschen Reiche weiß, so konnte sie es lernen aus der Art, wie der Bund sich verteidigte: „Wie die Sozialdemokraten durch die Konsumvereine politisch wirken, so die Konservativen durch den Bund der Landwirte. Aber die Verkaufsstelle ist nicht politisch. Sie ist selbstverständlich ganz und gar abgetrennt." Und dies — Kind, kein Engel ist so rein, kann nimmermehr politisch sein.

Also es bleibt dabei, wer im Bund der Landwirte steckt, bekommt das Kali zwar nicht billiger darum, er zahlt es ebenso teuer wie andre Leute, dafür aber hat er die ideelle Entschädigung, daß in seinem Sinne Politik gemacht wird, die andern aber zahlen dasselbe genau so teuer, haben dafür aber die ideelle Entschädigung, daß gegen sie Politik gemacht wird. Beide aber haben den Trost, daß sie das Kali ungleich billiger beziehen könnten, wenn wir nicht den Bund der Landwirte hätten.

Sozialpolitik statt Almosen.

Eine Frau Felicie Hervieu in Sedan pflegte jahraus, jahrein eine aus 10 Köpfen bestehende Familie mit Geld zu unterstützen, ohne daß diese aus dem Elend irgendwie herauskommen wäre. Die Wohltäterin, der dies auffiel, sagte endlich einmal zu dem Familienoberhaupt: „Sie müssen aus dieser Sackgasse befreit werden. Statt Ihnen fortwährend vorübergehend beizustehen, will ich künftig monatlich für Sie 6 Franken in die Sparkasse einlegen, jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie ihrerseits 3 Franken hinzufügen."

Es ging schwer, aber es ging, und so waren nach einem Jahr 108 Franken beisammen. „Jetzt müssen wir das Geld fruchtbringend verwenden. Pachten Sie einen Garten und bearbeiten Sie ihn in Ihrer freien Zeit mit Hilfe Ihrer Kinder."

Die dem Arbeiten abholden, an Unterstützung gewöhnten Leute konnten angeblich kein Gärtchen finden, aber die Dame fand bald eins und hielt ihre Schützlinge zur Arbeit an. Anfangs recht unlustig, bekamen sie bald Geschmack an der Sache, denn schon nach wenigen Monaten sahen sie sich in den Stand gesetzt, aus dem Ertrag des Gartens einen großen Teil ihres Lebensunterhaltes zu bestreiten und überdies für ein schönes Stück Geld Gemüse an andre zu verkaufen.

Bald gründete Madame Hervieu zur Ermöglichung einer planmäßigen Ausbreitung ihrer guten Idee einen Verein „L'oeuvre de la reconstitution de la famille". Dieser verteilte an kinderreiche Familien unentgeltlich Gartenland im Ausmaß von 344 bis 688 Quadratmeter — je nach Zahl der Kinder — nebst Werkzeug, Dünger und Sämereien. 1905 machte der Verein einen neuartigen Versuch, indem er einer größeren Gruppe armer Knaben im Alter von 15 bis 17 Jahren ein ansehnliches Stück Garten-

Die Kathedrale von Chartres.

Von Auguste Rodin.

Nachdruck verboten.

Oft und oft schon habe ich die Kathedrale von Chartres studiert und will nun heute versuchen, meine Eindrücke zu präzisieren — mir und meinen Lesern klar zu machen, warum ich dies architektonische Wunder allen andern Baudenkmälern meines Landes vergleiche.

Die Kathedrale von Chartres ist die Akropolis Frankreichs, sie ist ein Tempel geheimnisvollsten Schweigens. Seit Jahrhunderten schon drängt sich die Menge im Dom, sie kommt und geht, schwärmt bei den Toren ein und aus, füllt das Kirchenschiff, dringt zu den Türmen empor und wieder zur Erde hinab, und doch unterbricht diese vielfältige Bewegtheit das tiefe Schweigen nicht. Schweigsam lasse auch ich das Wunder auf mich wirken, unbewußtes Glück im Herzen, dumpfes Staunen in der Seele.

Das Gedicht von Stein ist schön bei Tag und wundervoll in der Nacht; jener schmückt es mit zarter Anmut, diese mit überwältigender Majestät.

Staunend finden wir Kulturmenschen die erhabene Ruhe vergangener Jahrhunderte, das Suchen nach Schönheit, ihre Vollendung im Meisterwerk, so nahe Paris, dem Zentrum modernen Hastens und Drängens, wieder.

Wir können Gott in diesem Dome anbeten, wie wir ihn überall anbeten können, denn er ist allgegenwärtig; aber nur in Chartres können wir so neidlos vor dem menschlichen Genius knien.

Die Vollendung dieses Meisterwerks fällt in eine Epoche, die sehr an die Blütezeit griechischer Kunst erinnert. Wir Modernen sind nur schwache Schatten jener, die vor uns waren, und müßten verdursten, ohne die Quellen, welche ihr Genie, ihr frommer Glaube uns erschloß. Ein übernatürliches Licht durchfluutet dieses Wunder eines gottgeweihten Hauses.

Die Kathedrale hat treue, starke Freunde, die sie im Gebete stützen, gleichwie die Hebräer mit Moses taten, als er seine Arme zum Höchsten erhob. Ich meine die Strebepfeiler, Riesen von sechzehn Meter Höhe, die an der Basis licht gegen die Wölbung zu ganz dunkel anmuten. Sie sind geradezu genial auf den Gesamteindruck weihevoller Ruhe abgestimmt.

Von dem Unterbau der Pfeiler und des Glockenturmes erheben sich schlanke, schraubenförmige Gewinde, die zum Himmel strebend sich nach oben zu verstärken, ein Blühen, ein Wachsen, gleich einem heiligen Aehrenfeld, von dem uns das Brot des Glaubens kommen soll.

An den Wänden flüstern uns Votivtafeln und Skulpturen gar Wunderbar-Heiliges zu und erzählen von phantastischen Träumen unzähliger Künstlerseelen.

Die unglückselige Restaurierung hat all diesen Zauber roh unterbrochen. Jetzt wimmelt es überall von häßlichen Basreliefs. Der Sinn für halberhabene Arbeit, der sich so wundervoll dem gotischen Stil anpaßte, ist unsrer Generation leider ganz verloren gegangen.

Seht diese archaistischen Linien! Es ist der Engel! Der Engel von Chartres!

Bewundernd betrachte ich ihn von allen Seiten, studiere ihn wieder einmal andachtsvoll.

Heute muß ich ihn verstehen und begreifen lernen!

Stunde um Stunde verrinnt; erschöpft, verwirrt, müde und unglücklich verlasse ich den Dom.

Aber am Abend komme ich wieder. Wieder bewundere ich andachtsvoll, und jetzt, im Halbdunkel, jetzt fange ich an zu verstehen, zu begreifen. Ich studiere, gewissenhaft wie nur je ein pflichttreuer Arbeiter; ich will verstehen, sammle alle meine Kräfte, stehe und staune.

Die Kraft, die herbe Schönheit der Skulptur blendete meine Augen. Der Engel von Chartres schwebt wie ein Riesenvogel, wie ein leuchtender Stern auf seinem Unterbau von Stein. Ja, es ist ein gewollter Kontrast zwischen dem großen Einsamen oben und der bewegten und bewegungslosen Menge unten, wo alles von lebenden Menschen und starren Bildsäulen wimmelt.

Nun trete ich näher, ich weiche zurück, ich will die günstigste Beleuchtung für meinen Engel finden. Und allmählich kommt auch die innere Erleuchtung.

Der Kopf des Engels gleicht einer geflügelten Kugel, die Gewandung fließt in weichen Falten, und mächtig wirkt der Hintergrund der starrruhigen Pfeiler. Von seiner einsamen Höhe herab segnet er die Stadt, verkündet ihr Frieden und Glauben.

Wie keusch gedacht ist der Körper! Hier herrscht die bewußte Schlichtheit! Der Faltenwurf deutet die strengen Formen kaum an, die anmutig-jünglinghaft unentwickelten. Spärlich nur dringt ein Arm, ein Bein durch die Gewandung.

Alle Skulpturen in Chartres sind architektonisch gedacht. Der künstlerische Instinkt der genialen Bildhauer jener Zeit hieß sie den menschlichen Körper ebenso architektonisch auffassen, wie etwa Baum und Fels.

Wie einfach sind die Bewegungen all dieser Figuren, wie lebensvoll, wie wahr! Gottergeben und menschlich-neugierig sehen uns die steinernen Heiligen an. Die Bewegungen gesunder Menschenleiber sind immer schön; bei der Statue aber, die Jahrhunderte überdauern soll, müssen sie gehalten sein, voll sicherer Majestät.

O, diese wundervollen Wölbungen! Immer wieder scheint es mir, als sähe ich sie zum erstenmal, und doch schaue ich eben jetzt und bewundere schon seit drei Tagen. O, daß ich hier hätte studieren, arbeiten, schaffen können! Doch hätte ich früher wohl dieses Meisterwerk nicht ganz begreifen, nicht voll erfassen können, und dies volle Verstehen ist der Lohn meines arbeitsvollen Lebens. Nun wünschte ich auch, daß alle werdenden Künstler, jedes strebende Schaffen an meinem Beispiel lernten.

Ruhmreiche Erbauer des Parthenon, sehet her! Hier in Chartres gab es Künstler gleich euch! Auch jene kannten den Pleinairismus in der Skulptur!

Ich selbst — das sage ich mit Stolz — habe mich immer bemüht, in euern und ihren Spuren zu wandeln, und habe mich euch, ihr griechischen, euch, ihr gotischen Meister, auch ein wenig genähert, als ich meine vielgelästerte und vielgerühmte Statue Balzacs schuf, die sicher einen entscheidenden Schritt auf dem Wege zum Pleinairismus in der Skulptur bedeutet.

Wir müssen uns mit aller Kraft in die griechische Kunst vertiefen; nur dann werden wir das Geheimnis der Gotik erfassen und bewundern lernen.

Strenge und Anmut! Das ist ihre Devise!

Heute empfange ich die Belohnung für jahrelangen strengen Dienst im Reiche der Kunst.

Was ich an der Kathedrale von Chartres zumeist bewundere, ist ihre überlegene Weisheit. Der Dom ist abgeklärt und leidenschaftlich bewegt zu gleichen Teilen. Fleckenlos rein in den Verhältnissen, gibt ein Teil dem andern erst den richtigen Hintergrund, die mächtige Verstärkung. Auch die Strebepfeiler unterstützen einander wirken durch Kontrast: da gibt es stämmig-untersetzte und schlank-zierliche. Und Ruhe, heiliges Schweigen überall unten auf der Erde: oben liebliches Blühen und Wachsen: vor den Toren die drängende Menge.

Doch auch dieses Drängen ist kein Hasten, ist geregelt durch die Majestät des gottgeweihten Hauses.

Diesen Morgen traf ich eine Prozession junger Mädchen, die zum Dome zog. Wie glichen sie doch alle dem wunderbaren Engel! Die Künstler des zwölften Jahrhunderts hatten die Züge, den Ausdruck, den Gang und die Haltung jener einfachschönen Kinder wohl langsam und sorgsam studiert; ihre freien, rhythmischen Bewegungen, ihre natürliche Grazie bewundert, geliebt, in Stein und Marmor übertragen.

Jetzt schreiten sie vor mir her, erfüllt von dem hohen Mysterium des Glaubens, ihrer eigenen Schönheit unbewußt, sie schamhaft verbergend. Die genialen Bildhauer haben die verborgene Schönheit zu erraten gewußt. In all den langen Jahrhunderten hat die Natur hier nichts Neues geschaffen, sie zeigt uns noch heute für die geniale Beobachtungsgabe der gotischen Künstler. Sie haben getreu wiedergegeben, was sie gottbegnadet sahen. Die Anmut ihrer Zeitgenossen grüßt mich heute in der Gestalt und den Zügen der meinigen. Die Heiligen von Stein, zu denen wir beten, sind von damals und von heute.

Leider nur von heute ist die Restaurierung, das Werk scheinheiliger Vandalen. Sie retteten das Wort und zerstörten den Geist. Sie haben die Wirkung der herrlichen Glasgemälde zerstört und die der Pilaster, die man heute selbst im Sommer, bei hellstem Sonnenlichte, kaum sieht, weil das Licht jetzt ganz anders einfällt. Die weise Verteilung von Licht und Schatten, eines der wichtigsten Kunstmittel der Gotik, zu studieren, ist natürlich keinem der Herren Restauratoren eingefallen.

Die Kirchenmusik, die sanfte Zwillingsschwester der Architektur, senkt tiefen Frieden in meine Seele. Plötzlich verstummt sie. Noch lange aber hallt sie in meinem Herzen nach und hilft mir, mich in die ewig wechselnden Schönheiten des Domes zu versenken. Die Antistrophen und Responsorien des gregorianischen Kirchengesanges sind reinste Gotik, ganz wie die Kathedrale, sie haben mit ihr den Charakter einheitlich mannigfaltiger Größe gemein, sie modulieren die

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-1911031901/1